

Wie kam es zur Schweizerdeutschschule?

Autor(en): **Baur-Sallenbach, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **41 (1946)**

Heft 1: **Heimatschutz und Muttersprache = Comment sauvegarder nos vieux langages**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-173269>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wie kam es zur Schweizerdeutschschule?

Die Geschichte der Schweizerdeutschkurse ist ein getreuer Spiegel der politischen Geschehnisse der letzten Jahre. Im Frühling 1939, als die Schweiz allen Grund hatte, sich in ihrer Unabhängigkeit bedroht zu fühlen, als man sich bei uns langsam bewußt wurde, wie nahe nationale Souveränität und Eigensprachlichkeit sich gegenseitig bedingen, kam die erste praktische Sprachlehre für Schweizerdeutsch in den Buchhandel. Auf Grund dieser Grammatik wurden Kurse für Dialekt durchgeführt; zunächst waren sie vorwiegend von Welschen und Tessinern besucht, die einen deutschschweizerischen Dialekt erlernen wollten, ferner von ursprünglichen Reichsdeutschen, die sich endlich bequemten, mit der Umgangssprache des Landes, in dem sie zum Teil schon seit Jahrzehnten wohnten, vertraut zu werden.

Im Sommer 1940 erschienen dann aus dem kriegüberzogenen Frankreich viele unserer heimgekehrten Landsleute. Die schweizerische Winterhilfe (Abteilung Rückwandererhilfe) unterstützte diese Leute nicht nur materiell, sie gab ihnen auch die Möglichkeit, sich in der alten Heimat rasch zu assimilieren, also Schweizerdeutsch zu lernen. Im Laufe des Krieges nahm die Zahl der Rückwanderer aus ganz Europa fortwährend zu, und gegen Kriegsende meldeten sich vor allem jene Leute zu den Kursen, die aus den bombardierten deutschen Gebieten zurückkehrten. Die Leitung der Schule hatte bereits im Herbst 1941 die Sprachstelle des «Bundes für Schwyzertütsch» übernommen, er hat sie trotz der starken finanziellen Belastung bis heute behalten.

Niemand hat besser Gelegenheit, zu beobachten, wie unzertrennlich Sprache und Charakter einer Nation sind, als ein Schwyzertütschlehrer, der diese Rückwanderer in ihre Heimatsprache einzuführen hat. Unsere Schüler brachten nicht nur das reichsdeutsche *Idiom* heim, sondern auch reichsdeutsches *Gebaren*, denn sie waren zum großen Teil in der Fremde aufgewachsen. Sie fanden es sehr amüsant, «Chuchichäschtli» sagen zu lernen, wobei sie den hintern Gaumen bis zur Heiserkeit anstrengten. Aber mit einem norddeutsch geschnarrten Akzent war eben kein schweizerisches, sondern nur ein berlinerisches «Chuchichäschtli» möglich, und die Württemberger brachten mit dem besten Willen unser «Grüezi» immer nur als ein «Griezi» heraus. Es gab grammatisch begabte, logische Köpfe unter den Schülern, aber wenn sie aus Sachsen stammten, konnten auch sie sich das «eewich» nicht abgewöhnen, und forsche Berliner verdarben sich die schönsten Sätze durch ihre gedankenlos hingeklapperten Gewohnheiten und sagten «Nee, nee, das machi nüd!» Wie mancher Schüler, wenn er zum Beispiel Brändli oder Keller hieß, mußte zuerst einmal lernen, seinen Namen mit einem urchigen breiten ä auszusprechen! Wenn uns dann immer wieder der reichsdeutsche Jargon auch aus einwandfreien Sätzen entgegenklang und wir der Verzweiflung nahe waren, stieg oft der Wunsch in uns auf, allen Sprachunterricht an den Nagel zu hängen und unsere Schüler statt dessen mit der Essenz des Schweizertums vertraut zu machen, um so gewissermaßen ihre Artikulationsbasis vom Geiste her zu ändern. Die Erfahrung zeigte denn auch, daß jene Schüler, die sich dem schweizerischen Wesen voller Eifer erschlossen, auch

sprachlich den größten Erfolg davontrugen, während die andern, die schon am Anfang des Kurses fragten, «Na, hören Sie mal, warum spricht man denn in der Schweiz nicht schriftdeutsch, bei uns draußen gilt der Dialekt als vulgär!» auch nach jahrelangem Unterricht noch mit einem «guten Tach» in die Läden traten.

Ich habe im Laufe der Jahre zwei «Wunderschüler» dieser beiden Richtungen gehabt; der eine, ein Schweizer aus München, sprach nach zwei Monaten einwandfrei Schweizerdeutsch, der andere, ein älterer Österreicher, verließ den dritten Kurs, ohne daß sein Wienerdialekt den geringsten Schaden genommen hätte. Er hatte es sogar so weit gebracht, daß seine Mitschüler ebenfalls wienerten. Die schwerste Pflicht des Lehrers ist auch da, Geduld zu üben. Ja, die Geduld ist nötiger als bei Schulkindern, denn diese Schüler sind erwachsen, sie haben viel Schweres durchgemacht, ihre Existenz ist oft alles andere als gesichert; ein schweres Schicksal beschäftigt sie und erschwert es ihnen, den Kopf auf Sprachunterricht zu konzentrieren. Dazu kommt, daß sich die eingesessenen Schweizer leider noch immer nicht angewöhnt haben, mit den Rückwanderern schweizerdeutsch zu sprechen, obschon es diesen das Lernen sehr erleichtern würde.

Oder sollte ein Weiterlernen gar nicht mehr nötig sein? Der Krieg ist freilich vorüber; mit seinem Ausgang ist für die Schweiz wohl die Gefahr einer reichsdeutschen Verfärbung für einmal behoben. Und dennoch müssen die Bemühungen fort dauern, muß die Schule weiter bestehen. Viele der Rückwanderer werden in der Heimat bleiben und deren Sprache brauchen. Jene aber, die wieder in die Fremde ziehen, sollen diesmal ein klares Bewußtsein von Schweizertum, wie es auch in unsern Dialekten lebt, mitnehmen, denn es wird das so notwendige Band mit der Heimat bilden.

H. Baur-Sallenbach.

Schryb wie d redtscht!

so heißt die Grundregel der neuen, phonetischen Schreibweise für alle Dialekte. Horche gut ab, wie du sprichst, und schreibe es dann genau so auf, ohne dich irgendwie von der hochdeutschen Schreibweise beeinflussen zu lassen. Viele werden fragen, weshalb man denn eigentlich eine besondere Schreibregelung für die Mundarten benötigt? Wohl bediente man sich bisher der hochdeutschen Schreibweise in Ermangelung etwas Besseren, befriedigen konnte sie aber für die Mundart niemals; jedermann schrieb wie er wollte, deshalb mußte die Schreibregelung in geordnete Bahnen geleitet werden. Nun aber schätzen wir uns glücklich, die neue phonetische Schreibweise zu besitzen, welche alle Klangfarben bis in die kleinsten Details herauszukristallisieren vermag. Es ist dies die Errungenschaft einer Kommission von etwa dreißig Sprachwissenschaftlern aus allen Gegenden der deutschen Schweiz unter dem Vorsitz von *Dr. Eugen Dieth, Professor an der Zürcher Universität*. Diese Schreibweise trägt daher auch dessen Namen: *d Dieth-Schrift*.

Durch die Vokal- und Konsonanten-Verdoppelungen, von welchen übrigens auch die hochdeutsche Schrift nicht frei ist, werden die Wortbilder vielleicht zuerst etwas